



## DIE STÄMME CHINAS

VON WILHELM SCHÜLER<sup>1)</sup>

Die Flagge, welche China vom ersten Jahr der Republik ab (1912) bis zur Begründung der Nationalregierung in Nanking führte, bestand aus fünf Streifen: Rot, Gelb, Blau, Weiß, Schwarz. Sie sollten die fünf Stämme des Reichs symbolisieren, nämlich Chinesen, Mandschus, Mongolen, Turkestaner (Mohammedaner), Tibeter. Es bleibe dahingestellt, wie weit dieses Symbol heute noch zutrifft, da wir die Mandschus fast unterschiedslos in der chinesischen Menge aufgegangen sehen, die Mongolei faktisch, wenn auch nicht rechtlich, von China völlig losgelöst sich in russischer Hand befindet und Tibets Zugehörigkeit im Vergleich zu früher auch beträchtlich gelockert ist. Wie weit aber sind die Chinesen selbst als ein eigener Stamm bzw. eine eigene völkische Einheit anzusehen? Dem Ausländer gelten sie durchgängig ohne weiteres als solche, zumal als sie sich ihnen noch durch den langen Zopf so deutlich abhoben. Aber wie vor dem Auge des Historikers die scheinbar so große „starre“ Gleichmäßigkeit der chinesischen Geschichte sich auflöst in wechselnde Szenen ganz überraschend lebendigen, individuellen Charakters (und bisher ist uns erst von wenigen Szenen der Vorhang aufgezogen), so ist es ähnlich mit der Gleichartigkeit des chinesischen Volkes. Eine genauere Beobachtung, eine aufmerksame Wanderung durch das Land läßt eine ganze Menge in ihrer Erscheinung, ihrer Lebensart und nicht zum wenigsten auch in ihrer Sprache verschiedener Stämme erkennen. Wie sind sie gewachsen, wo stammen sie her? Hat dieses 400—500-Millionenvolk der Chinesen gewissermaßen eine Urzelle, aus der heraus dieser gewaltige Organismus erwachsen ist?

Es ist freilich geschichtlich nicht mehr möglich, das ethnische Protoplasma des Volkes selbst nachzuweisen. Aber wo räumlich sich seine Urzellen gebildet haben, das ist wohlbekannt. Sicherlich in Nordchina, in Gebieten, die alle irgendwie zum Gelben Fluß hin gravitieren. Einerseits in den eigenartigen Lößlandschaften der Provinzen Schensi und Schansi, andererseits in der Alluvialebene dort, wo der Gelbe Fluß aus den Bergen in das Flachland tritt, das er selbst durch seine Anschwemmungen geschaffen hat, also vor allem in Bezirken der heutigen Provinzen Honan, Tschili, Schantung. Wie weit zurück können wir den chinesischen Menschen dort verfolgen? Ist er dort uransässig, oder ist er selbst nur ein Einwanderer, vielleicht Eroberer, der aus dem zentralen Asien oder dem Westen her kam und hier sich ansiedelte? Das ist eine in der Wissenschaft mit These und Gegenthese lebhaft erörterte Frage, die mannigfache

<sup>1)</sup> Nach einem Vortrag, gehalten am Chinesischen Nationalfeiertag, 10. Oktober 1930, in Frankfurt a. M.

Hypothesen hat entstehen lassen, die aber vielfach nur in der Luft standen. Erst seit wenigen Jahren ist für sie ein fester Boden gefunden, nämlich durch die Ausgrabungen der Geographischen Gesellschaft in Peking, geleitet von Direktor W. G. Ting, in Gemeinschaft mit dem schwedischen Archäologen Anderson. Sie haben dabei Stätten der Kultur der jüngeren Steinzeit besonders in Kansu und Honan entdeckt mit mannigfachen Geräten des täglichen Lebens und solchen, die man den Toten mitgab, worunter große Tongefäße in eigenartiger, schöner Form und Bemalung besondere Aufmerksamkeit erregten. Das Sichten und Vergleichen mit anderen Funden ergab das wichtige Resultat, daß für jene Urzeit bereits ein Zusammenhang mit dem Westen, z. B. den Kulturen auf dem späteren babylonischen und persischen Boden, an der oberen Moldau und am Dnjepr anzunehmen ist. Andererseits kamen wieder Geräte mit einem Eigentypus zutage, den wir in einer wunderbaren Kontinuität, wenn auch das ehemalige steinerne Material sich in Eisen gewandelt hat, — z. B. rechtwinklige und kreisförmige Messer und Sichel — bis in die Gegenwart hinein erhalten finden. So liegt es nahe, daß in der Urzeit bereits sich zwei verschiedenartige Elemente schöpferisch verbunden haben, um den Typus des Kulturmenschen zu schaffen, dem als dem chinesischen eine so starke Überlegenheit, eine so große Zukunft beschert sein sollte.

Worin lag die Besonderheit dieses einmal so gewordenen Typus? Natürlich lassen sich die geheimnisvollen Wurzeln eines Volkscharakters ebensowenig wie die einer Einzelpersönlichkeit erklären, aber sie werden uns doch jedenfalls anschaulich in der Art ihrer Betätigung. Dabei stellt sich mindestens als eine Besonderheit des „Urchinesen“ sein inniges Verwachsensein mit dem Ackerboden heraus, und zwar einem Ackerboden, den er durch mühsame Arbeit sich erst selbst schaffen und zurichten mußte. Mögen die um sie herum oder zwischen ihnen befindlichen „Nichtchinesen“ auch schon teilweise sich aus dem Acker genährt haben: jene Chinesen taten es in besonderer Weise, entfalteten darin eine Geschicklichkeit und Zähigkeit, die es ihnen ermöglichte, im Lauf der Zeit den Ackerbau bis nahe an den Gartenbau zu entwickeln, und sie haben in ihrem eigenen Bewußtsein jedenfalls sehr früh den friedlichen Ackerbau als die Quelle ihrer sittlichen, religiösen, nationalen Kultur empfunden. Schē Dsi, die Götter, die Geister der Heimstätten und Feldfrüchte, sind die ältesten Elemente chinesischer Religion, und auf den Chinesen paßt durchaus, was Schiller in dem Gedicht „Das Eleusische Fest“ ausspricht:

Daß der Mensch zum Menschen werde, stift' er einen ew'gen Bund  
 Gläubig mit der frommen Erde, seinem mütterlichen Grund,  
 Ehre das Gesetz der Zeiten und der Monde heil'gen Gang — — —

Und in der Arbeit am Boden, in der Eroberung und Sicherung kulturfähigen Ackerlandes liegen auch, soweit wir es zu erkennen vermögen, die ersten Anfänge staatlicher Einheit. Denn es war, wie gesagt, durchaus nicht ein in jeder Hinsicht günstiger Boden, der den alten Siedlern sich darbot. Wohl ist es an sich eine fruchtbare Lößerde, die der Gelbe Fluß und die verschiedenen anderen Flußarme in der nordchinesischen Ebene abgesetzt haben, aber ein schwerer Feind dauernder Besiedlung war und ist in vieler Hinsicht jetzt noch die Unregelmäßigkeit der Flußläufe, die Überschwemmungen, die Moräste, das Dickicht. Vor allem der Gelbe Fluß selbst, dieser unbändige, regellose größte Wildbach der Erde (wie ihn Richthofen nennt), der „Kummer Chinas“ noch heute. Aber an den dadurch gestellten Aufgaben haben sich gewiß wiederum die Eigenschaften hervorragend entwickelt, die gerade den Nordchinesen auszeichnen: die zähe Arbeit, die das Leben immer neu gewinnen muß, die Geduld im Leiden, die technische Geschicklichkeit und eben auch der soziale, die Einzelnen zu Verbänden zusammenschließende Sinn. Denn die gestellten Aufgaben sind solche, die nur durch die gemeinsame Arbeit von vielen zu leisten sind. Das erfordert Organisation, Anerkennung von — jedem einzelnen geltenden — Verpflichtungen und Gesetzen und Unterordnung unter die Leitung einer überlegenen Persönlichkeit. Die chinesische Sage knüpft die Großtat der ersten Bewältigung der wilden Wasser des Gelben Flusses an eine bestimmte Gestalt der Urzeit. „Da Yü Dschü Schü“ — der große Yü hat die Wasser geordnet — ist ein Sätzchen, das jedes chinesische Kind kennt. Bemerkenswert nun ist, daß jener Yü als der Gründer der ersten, noch sagenhaften Dynastie gilt, daß jenes Wort, das ursprünglich und seinem Zeichen nach nichts als „Wasser regulieren“ bedeutet, späterhin schlechtweg „verwalten, regieren“ bezeichnet. Im Norden, im Gebiet des Gelben Flusses, ist China als politischer Staat geschaffen.

Von jenen Ursitzen aus hat sich dann das Chinesentum kolonisierend zunächst im Gebiet der Großen Ebene Chinas immer weiter vorgeschoben. Es traf dabei auf eine Reihe von anderen Stämmen. Als „Barbaren“ werden sie unter verschiedenen Namen in den chinesischen Urkunden bezeichnet. Es braucht sich dabei nicht um eine rassenmäßige Verschiedenheit zu handeln, vielmehr um den Gegensatz eines Volkes mit überlegenem Kulturbewußtsein zu Stämmen niederer Kultur, so wie auch der Grieche den doch stammverwandten Mazedonier und Thessalier als „Barbaren“ behandelte. Jene Barbaren nun, die besonders in den gebirgigen und sumpfigen Randgebieten des Gelben Flusses und des Huai-Flusses hausten, gab es im Bereich der Nordchinesischen Ebene noch zu Konfuzius' Zeit um 500 v. Chr. Sie sind allmählich teils ausgerottet, teils eingeschmolzen in den chinesischen Stamm, der sich so fort und fort erweiterte und bereicherte.

Gleichzeitig aber drangen umgekehrt in das Chinesentum Fremdkörper obernd herein. Das sind die hunnischen und tungusischen Stämme des Nordens, die Nomaden, die immer wieder die Felder, die Dörfer und Städte der Ackerbauer überfielen. Gegen sie wurde schließlich jener berühmte Limes, die auf Tsin Schi Huang Di (246—210) zurückgeführte Große Mauer, gebaut. Aber sie bot keinen dauernden Schutz, denn auch nachher sind diese Barbarenvölker nicht nur wiederholt in Nordchina eingefallen, sondern haben sich auch nach dem Sturz der Han-Dynastie vom dritten Jahrhundert n. Chr. ab innerhalb der chinesischen Grenzen selbst festgesetzt und die Chinesen dermaßen politisch unterjocht, daß seitdem rund acht bis neun Jahrhunderte lang Fremde auf dem chinesischen Drachenthron gesessen haben, sei es daß sie Gesamtchina oder mindestens den Norden beherrschten. Die letzte derartige Welle war die der Mandschus, die von 1644 bis 1911 in China regiert haben.

Durch das jahrhundertelange Festsitzen jener Nomadenstämme auf chinesischem Boden ist dann in Mischung mit dem anfänglichen Kulturvolk am Gelben Fluß der Typus des Nordchinesen entstanden, wie wir ihn auch heute kennen, den wir — natürlich nicht ohne Variation — doch im ganzen durchgängig in den Nordprovinzen einschließlich Nord-Anhui und Nord-Kiangsu finden. Diese Chinesen sind etwa den Italienern in der Lombardei zu vergleichen, die auch etwas anderes sind als die Florentiner, Römer und Neapolitaner, indem sie den Einschlag der Longobarden und anderer germanischer Stämme, die einst hier eingedrungen waren, nicht verleugnen können.

Doch kehren wir von dem Nordchinesen, wie er heute im Lauf vieler Jahrhunderte sich ausgebildet hat, zu dem Chinesentum zurück, dessen Entstehung in den Landschaften des Gelben Flusses wir uns vergegenwärtigt haben. Der Yangtse, heute politisch und wirtschaftlich die Schlagader des Volkskörpers, floß ehemals am Rand des eigentlichen China. Es muß ein außerordentliches Ereignis gewesen sein — obwohl uns eine nähere Kunde davon nicht mehr vorliegt —, als die chinesische Kolonisation, den „Reichsteiler“, d. h. die Kettengebirge, welche die Verlängerung des Tsin Ling Schan bilden, überschreitend und das Dickicht- und Sumpfgebiet im heutigen Süd-Kiangsu und Nord-Anhui durchbrechend, sich bis zu dem gewaltigen Strom hinschob. Diese Yangtse-Landschaften, von denen bis um 300 v. Chr. nur die an seinem Unter- und Mittellauf gelegenen selbständigen Lehensstaaten Wu, Yüo und Tschu in Betracht kommen, hatten aber bereits eine eingesessene Bevölkerung, als die Chinesen von Norden her zu ihnen vordrangen. Noch mehr gilt dies von allen südlich des Yangtse gelegenen Gebieten. In dieser Tatsache ist einmal die Verschiedenheit der Nordchinesen und Südchinesen im ganzen begründet, sodann

innerhalb der letzteren wieder die Mannigfaltigkeit der Stämme, der Typen. Denn die ursprünglichen Bewohner wurden hier im Süden weder ausgerottet noch aufgesogen, sondern sie behielten ihre Selbständigkeit, so jedoch, daß überall der Einschlag des chinesischen Nordvolkes sie nach und nach blutmäßig durchsetzte. Dabei vergegenwärtige man sich, daß Südchina auch landschaftlich, klimatisch einen ganz anderen Charakter trägt als Nordchina und dementsprechend das Wesen der seinem Boden verbundenen Menschen gewiß geprägt hat. Die neueste Geschichte des chinesischen Reiches von Otto Franke sagt darüber: „Die ernsten, wuchtigen, erhabenen Formen der nordchinesischen Bergwelt, die endlosen Fluren der Großen Ebene, die senkrechten Schluchten der zerrissenen Lößlandschaft, dazu die starken, regelmäßigen Gegensätze zwischen dem Sommer- und Winterklima mußten den Bewohnern jene Ruhe, Bedächtigkeit und Stetigkeit geben, die sie haben, während die heitere, immer grünende Hügellandschaft des Südens mit ihren zahllosen großen und kleinen Wasserläufen, ihrer gleichmäßigen Wärme und größeren Fruchtbarkeit ein leichteres, rascheres, andrängenderes, aber auch unsteteres Temperament zur Folge hatte.“

Es würde viel zu weit führen, die Geschichte der Kolonisierung Südchinas und der dadurch entstandenen Stammestypen weiter zu verfolgen. Diese Geschichte läßt sich zudem zur Zeit nicht einfach ablesen, sie muß überhaupt erst noch geschrieben werden. Man hat bisher, sowohl in der Verfolgung der historischen Linie wie auch in einfacher Beschreibung der Gegenwart, der Verschiedenartigkeit der chinesischen Stammestypen viel zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt. Und doch würde man erstaunt sein über den bunten Einschlag der Typen je nach der Art der Beschäftigung und speziell des Ackerbaus, der Geräte, der Lebensweise, der Nahrungsmittel, der Trachten, Wohnungen, Grabanlagen, Tempel, der Sitten, Feste und vieles anderen, der dabei innerhalb des Gesamtgewebes zum Vorschein kommt. Verschiedenheiten auch der Sprachen. Man sagt gewöhnlich Dialekte. Doch dann müßte man ebenso auch das Holländische, wenn nicht gar das Englische, lediglich als einen deutschen Dialekt bezeichnen. Denn diese Differenzen sind eben nach sachverständigem Urteil nicht durch bloße lautliche Wandlungen der Sprache, wie sie sich immer in verschiedenen Landschaften ergeben, genügend erklärt, sondern auch dadurch, daß in diesen sog. Dialekten die Laut- und Wortbestände der betreffenden Ureinwohner mit darin stecken.

Es sei versucht, wenigstens einige der am meisten charakteristischen Stammestypen vor Augen zu führen, welche abgesehen vom nordchinesischen bestehen. Dabei ist übrigens nicht gesagt, daß das Nordchinesentum eine völlig

homogene Volkheit darstelle; der Schansi-Mann z. B. empfindet sich sehr nachdrücklich als etwas anderes gegenüber dem Schantung-Bauern.

Versetzen wir uns nach Hunan, d. i. in die Provinz, die heute ziemlich zentral gelegen ist. Der Name bedeutet: „Südlich des Sees“ (d. h. des Dung-Ting-Sees), wie Hupe mit dem bekannten Hankau „Nördlich des Sees“. Vor wenigen Jahren war es mir vergönnt, dieses Hunan — mit dem Heng Schan, einem der fünf heiligen, klassischen Berge als Ziel — zu durchwandern. Es erstaunte den an die nordische Landschaft gewohnten Blick aufs höchste. Es erschien mir damals — nicht nur wegen der Farbe seines Bodens mit den leuchtenden Berghängen — als das Land der roten Erde, das chinesische Westfalen, bewohnt von einem Volk mit starker Eigenart und unabhängigem Sinn. Sie lieben es nicht, sich in Dörfern zusammenzudrängen wie die Nordchinesen, sondern gesondert in Höfen zu wohnen, die, anstatt aus einförmigem Lehm gebaut, mit weißen Kalkwänden höchst anmutig aus dem Grün hoher Kampferbäume hervorschauen. Und wie die Häuser der Lebenden, so haben auch die Häuser der Toten, die Gräber und die Ahnentempel eine gänzlich andere Form als im Norden (was jedoch nicht auf die Grenzen dieser Provinz beschränkt bleibt). Die Landleute tragen ein blaues Tuch turbanartig um den Kopf gewunden. Es heißt, die Sitte bestehe, seitdem die mandschurischen Eroberer das Tragen des Zopfes als Zeichen der Unterwerfung verlangten; sie wollten mit dem Turban über dem zusammengerollten Zopf das Zeichen ihrer Schande verdecken. Sie sind in der Neuzeit bekannt geworden als tüchtige Soldaten, zugleich als die, die am längsten ihre Grenze gegen die Fremden — insbesondere die Missionare — gesperrt haben. So haben sie auch ehemals den Nordleuten den heftigsten Widerstand entgegengesetzt. Denn sie gehörten gerade zu jenem Reiche Tschu, zwischen dem und der Militärmacht Tsin im Norden um 300 v. Chr. ein heißer, hundertjähriger Entscheidungskampf darüber entbrannte, wer die Obermacht in dem kommenden Einheitsstaat haben sollte, der aus dem Nebeneinander vieler Lehensfürsten sich herausbildete. Denken wir zum ungefähren Vergleich etwa an Preußen und Österreich oder auch an Preußen und Bayern. In seiner Schrift „Chinas Verteidigung gegen europäische Ideen“ feiert Ku Hung-Ming die Hunanesen, zu denen auch sein verehrter Meister Dseng Guo-Fan gehörte, in ihrer freien, unabhängigen, tapferen Art als die „schottischen Hochländer“.

Von ganz anderem Charakter sind Landschaft und Menschen am unteren Yangtse, da wo die Städte Sutschou und Hangtschou an den Ufern des Tai Hu und des Si Hu gegründet sind; die Gegend, die heute mit am stärksten berührt wird von der kommenden Modernisierung und Industrialisierung, die aber Richard Wilhelm noch veranlassen konnte, ein Kapitel, das von Reiseein-

drücken in jenen Gebieten handelt, zu überschreiben: „In Chinas Zaubergärten“. Es ist die Landschaft, die, repräsentiert in den genannten Städten Su und Hang, ein bekanntes chinesisches Wort als die schönste unten auf der Erde der Himmelshalle droben gegenüberstellt. Die Frauen dort sind berühmt wegen ihrer Schönheit, die Männer wegen ihrer feinen Bildung im Literarischen und im Künstlerischen, auch sie in ihrer kleineren und feineren Gestalt einen ganz anderen Typus darstellend als der stämmigere Nordchinese. Es paßt gut, daß die Produktion der besten Seiden hier heimisch ist und nicht weit entfernt (schon in Anhui) die beste Tusche fabriziert wird, das unentbehrliche Attribut des Gelehrten. Die Perle der Landschaft ist der Westsee mit seinen Inseln und seinem klaren Wasser, seinen Blumenbooten und Teehäusern, altersgrauen Pagoden und Tempeln, mit seinen Sagen und Liedern. Der Deutsche mag dabei wohl an den Rhein denken und Verwandtes in der beiderseitigen Schätzung entdecken, wie sie die Poesie der Zeit hervorgebracht hat, die von Fabriken und Autos noch nichts wußte.

Wenden wir uns von Hangtschou aus, wo die berühmte Flutwelle in die Bucht brandet, südwärts, so sind wir unter den eigentlichen chinesischen Seeleuten. Dem alten China blieb das Meer etwas gänzlich Fernes, und auch später hat sich im Norden wegen seiner flachen, buchtenlosen Küste — vom Schantung-Vorgebirge abgesehen — keine nennenswerte Seefahrt entwickelt. Hier aber, an der chinesischen Südküste, die, buchten- und inselreich, an die norwegischen Fjorde erinnert, ist eine wagemutige, kühne Seebevölkerung uringesessen. Das gilt von Hangtschou herunter bis nach Kanton. Und obwohl man denken könnte, das Meer bilde ein vereinheitlichendes, ausgleichendes Band, wirkt doch in diesen Gegenden der gebirgige Charakter des Landes, das „sinische System“, das bis an das Meer heran unendlich viele Kammern mit schwer übersteigbaren Wänden abteilt, gerade dahin, eine starke Differenzierung der Typen zu erzeugen, die ihre Eigenart festgehalten haben, auch als über sie die chinesische Welle von Norden, vom Gelben Fluß her, hinwegging. Das zeigt sich u. a. darin, daß gerade hier an der Küste die Dialekte, die „Sprachen“ außerordentlich stark und außerordentlich schnell aufeinander variieren und der Ningpo-Mann dem aus Futschou und dieser dem aus Amoy und der wiederum dem aus Swatou und alle zusammen dem aus Kanton unverständlich bleiben. Es zeigt sich auch u. a. in der Verschiedenheit der Schiffstypen, die sie ausgebildet haben, wenn sie auch alle etwas an die alten Wikingerboote erinnern. Wikingerblut steckt auch in den Bewohnern, indem gleich jenen sie auch als gefürchtete Seeräuber sich einen Namen machten (und noch machen) und auch gleich ihnen ausgezogen sind, fremde Küsten und Inseln zu



erobern. Die Philippinen, die großen Sundainseln, die Malakka-Halbinsel, die Strait Settlements, alles, was jetzt unter holländischer oder englischer Herrschaft ist, das ganze Nan Yang, Südostasien, war ehemals chinesisches Kolonialland und ist es, wenn auch nicht im staatsrechtlichen Sinn, bis heute. Die etwa acht Millionen Chinesen dortselbst stammen ganz überwiegend aus dem südchinesischen Küstenland, besonders aber dem Kantonland.

Die Kantonesen! Ihre Besonderheit wird nicht nur im Norden, sondern schon in Mittelchina deutlich empfunden. Sie sind erst spät, d. h. etwa ein Jahrhundert v. Chr., unter chinesische Herrschaft gekommen. Aber noch in der Tangzeit war es, wie die Geschichte des berühmten Han Yü (um 800 v. Chr.) beweist, eine Strafe, in dieses Land der halben Wildnis und Unkultur verbannt zu werden. Sie sind auch in ihrem jetzigen Bestand als ein Mischvolk von Chinesen und Ureinwohnern anzusehen. Bemerkenswert ist dabei, daß in ihrer Sprache das Altchinesische noch am reinsten zu finden ist, nicht abgeschliffen wie im Norden durch die Menge von fremden Volkswellen, die dort über das Land gegangen sind. Unter den lebhaften Südländern sind sie wohl wieder die beweglichsten, geistig und dem Charakter nach. Natürlich steht auch hier das Landvolk, das zwei Reisernten und eine Weizenernte im Jahr erzielt, der Zahl nach weit voraus; daneben aber hat sich ein vorzügliches Kunsthandwerk und weitgreifendes Handelswesen entwickelt. Da sie am meisten aus dem dichtbesiedelten Deltaland zur Überseekolonisation und zur Berührung mit dem Ausland getrieben wurden — letzteres auch darum, weil vor dem Opiumkrieg in Kanton allein die europäischen Kaufleute Handel treiben durften —, so sind sie auch am meisten dem Einfluß aus dem Ausland zugänglich geworden. Von den Kantonesen aus ist zuerst der Ruf nach Reform und dann der Ruf zur Revolution erschollen. Kang Yu-We, der erste Reformler, ist ein Kantoneser, desgleichen sein Freund Liang Ki-Tschau und nicht zum wenigsten Sun Yat-Sen, der große Revolutionär.

Außer den Kantonesen, die sich selbst Punti (Einheimische) nennen, lebt in dem Kantonland und übergreifend in die Nachbarprovinz Kuangsi ein Acht-Millionen-Volk von ganz anderer Herkunft, Sprache und Charakter. Sie haben teils geschlossene eigene Kreise inne, teils leben sie mit den Punti vermischt, so jedoch, daß es immer wieder geschlossene Dörfer bleiben, welche in die der Punti eingestreut sind. Dieses Volk sind die Hakka. Der Name bedeutet „Gäste“, und ohne Zweifel sind sie Einwanderer bzw. Eroberer aus dem Norden, die in mehreren Wellen, zuerst, so scheint es, vor etwa 1500 Jahren, zuletzt in der Ming-Zeit hierher kamen, wobei es zu blutigen Fehden mit den Kantonesen kam; Fehden, die in kleinem Maßstab auch jetzt noch immer

wieder losbrechen. Eigenartig ist, wie streng sie ihre Sonderung bewahrt haben. Sie sind von Hause aus ein ausgesprochenes Bauernvolk. Mit Leichtigkeit unterscheidet man Hakka von Punti. Sind die letzteren, die echten Kantonesen, auch die Landleute, im allgemeinen von schlankem, geschmeidigem Körperbau mit fein geschnittenem Gesicht, so sind die Hakka von untersetzter, breit-schulteriger Gestalt, ein knorriges, stämmiges, sehniges Geschlecht, also mehr nordchinesischen Charakters. Besonders sind die Frauen leicht erkenntlich, einmal durch ihre Tracht, den Haarknoten mit der silbernen Spange, und so dann dadurch, daß sie sich niemals der schrecklichen Sitte der Fußverkrüppelung gefügt haben, so daß gerade Hakkafrauen vielfach auf ihren bergigen Pfaden — denn sie bewohnen im allgemeinen mehr die Höhen, die Punti die Ebene und die Flußtäler — als Lastträgerinnen sich verdingen. Auch in ihrer Sprache sind die Hakka ganz gesondert geblieben, trotz der bereits so viele Jahrhunderte dauernden räumlichen Nachbarschaft und Durchdringung der beiden Stämme. Punti und Hakka sind mindestens wie deutsch und holländisch voneinander geschieden. — Ein anderer in das Kantonland aus Fukiën eingewanderter Volksstamm, auch drei Millionen zählend, sind die Hoklo. In Sprache und Wesensart sind sie den alten Bewohnern der Berge in Fukiën verwandt. Dazu kommen dann noch jene ehemaligen Parias, die Dung Gia — „Höhlenmenschen“, wenn man den chinesischen Zeichen glauben wollte. In Wahrheit sind ihre „Höhlen“ die Boote, auf die sie zeit ihres Lebens gebannt sind. Sie hatten bis in die Neuzeit eine gesellschaftlich verfehnte Stellung, durften sich nicht zum Examen melden, keinen „ehrlichen Beruf“ ergreifen usw.

Weist das Gesagte einerseits auf ein starkes Bewahren der Eigenart der Stämme, andererseits auch auf große Wanderungen der Stämme innerhalb des chinesischen Reiches hin, so ist für beides Setschuan, diese reichgesegnete, an den Grenzen von Tibet gelegene, schwer zugängliche Provinz, ein gutes Beispiel. Sie hatte auch ehemals ihre Urbevölkerung, die dann seit etwa dem vierten Jahrhundert v. Chr. von Norden her chinesiert wurde. In den Beben und Stürmen, in denen die Ming-Dynastie zusammenstürzte, erlebte diese Provinz ein furchtbares Schicksal durch das blutige Schreckensregiment eines Scheusals (Dschang Hiën-Dschung), bei dem fast die ganze eingesessene Bevölkerung vernichtet oder vertrieben wurde. Danach dann wurde Setschuan das Ziel vieler Einwanderer aus anderen Provinzen, so daß seine jetzige Bevölkerung zum großen Teil — etwa zu drei Vierteln — eine Mischbevölkerung ist, derart jedoch, daß die einzelnen Familien das Bewußtsein erhalten und pflegen: wir sind aus Hupe, aus Hunan, Kiangsi usw.; stehen doch auch dort noch ihre Ahnentempel.

Die am buntesten zusammengewürfelte Bevölkerung besitzt wohl Yünnan im äußersten Südwesten. Das alte Herrenvolk dort steht in nahem Zusammenhang mit den Birmanesen, und noch in der Tang-Zeit hatten sie ihre eigenen Fürsten. Kublai Khan erst eroberte um 1300 das Land mit ausländischen Truppen, die zum Teil dort blieben. Von der Zeit her datiert der starke Prozentsatz der Mohammedaner in Yünnan. Wiederum hat Wu San-Gui bei seiner Eroberung des Landes zu Beginn der Mandschu-Zeit Regimenter dort gelassen, deren Nachkommen noch heute Sprachinseln eines rein nordchinesischen Dialekts darstellen. Daneben gibt es noch starke Reste unabhängiger Urbevölkerung, Lolos und Mossos (s. u.) und die den Siamesen nahestehenden Schan und Lau.

Rassenmäßig schon nicht mehr Chinesen zu nennen, wenn auch chinesische Untertanen, sind die mohammedanischen Stämme, die — von Yünnan abgesehen — einen großen Teil der Provinzen Schensi und Kansu innehaben, wo seit Jahren die furchtbarste Hungersnot wütet. Diese Mohammedaner leben in einer ständigen Spannung mit den eigentlichen Chinesen, die sich mehrfach in furchtbaren Aufständen gegen die chinesische Obrigkeit entladen hat. Andererseits sind sie doch auch selbst wieder Chinesen, insofern sie prinzipiell die chinesische Staatsautorität anerkennen und unbeschadet ihrer religiösen Sonderung doch auch der chinesischen Kultur zugehören.

Auch Einsprengsel jüdischer Kolonisten hat das chinesische Reich ehemals an verschiedenen Stellen in sich aufgenommen. Sie haben trotz ihrer Abschließung vom Westen mehr als ein Jahrtausend ihre Eigenart bewundernswert gewahrt, haben sich aber gegen die Übermacht der sie umgebenden chinesischen Kultur und Sitte schließlich nicht halten können, ebensowenig wie schon Jahrhunderte vor ihnen altchristliche Sekten (Nestorianer, Manichäer) westlichen Ursprungs. Die letzte Synagoge in Kaifongfu ist bei der großen Strombettverlegung des Huang Ho anfangs der fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts zusammengestürzt und nicht wieder aufgebaut worden.

Ganz außer acht mögen an dieser Stelle die Völker bleiben, die die sogenannten Außenländer bewohnen, wie Mongolen, Turkestaner, Tibeter (s. o.), um nur die großen Gruppen zu nennen. Desgleichen die ehemaligen „Tributstaaten“ Chinas: Korea, Annam, Birma, Sikkim, Nepal, Bhutan (bei den beiden letzteren, bzw. England gegenüber, hat China seine Ansprüche staatsrechtlich immer noch nicht preisgegeben).

Nun gibt es aber innerhalb der Grenzen des engeren China, der 18 Provinzen, noch andere merkwürdige Bevölkerungsinselfen. Die Bevölkerungsbewegung und -ausdehnung in China haben wir von der Urzeit her kennengelernt als ein

immer weiteres Sichvorschieben jenes Volkes am Gelben Fluß, vor allem nach Süden zu, wobei die in jenen Gebieten Eingesessenen, sofern sie nicht vernichtet oder vertrieben wurden, in abgestufter Weise ihre stammesmäßige Eigenart bewahrten oder — in verschiedenartiger Stärke — das Blut der Eroberer sich dem ihrigen vermischte. Mindestens drei Jahrtausende lang schon dauert dieser Prozeß, und immer noch ist er nicht abgeschlossen. (Das ist auch so ein Punkt, an dem man über das ungeheure Ausmaß in Größe und Zeitdauer staunt, in der uns viele Vorgänge in China entgegentreten.) Denn noch immer leben innerhalb der engeren Grenzen des chinesischen Reichs, aber außerhalb der chinesischen Kulturwelt Millionen von Ureinwohnern, die bisher seitens der Chinesen weder vernichtet noch assimiliert sind. Sie sind heute überall in die Berge zurückgedrängt. Wir finden sie besonders in den Provinzen Fukiën, Kuantung, Kuangsi, Kuitschou, Yünnan und Setschuan. Sie zerfallen selbst wieder in zahllose Stämme und sprechen ganz verschiedene Sprachen. Eigene Schrift und Literatur haben sie nicht. Die bekanntesten unter ihnen sind die Miau Dsi. Das aber ist selbst wieder ein Sammelname, der viele verschiedene Gruppen umschließt. Im Anfang der chinesischen Geschichte hören wir von Miau Dsi, die auch in der nordchinesischen Ebene oder an ihren Rändern saßen, in der Ming-Zeit finden wir sie noch in Tschekiang (Mittelchina), heute, wie gesagt, nur noch in Südchina. Dabei unterscheiden die Chinesen „zahme“ und „wilde“ Miau Dsi. Die zahmen sind die, welche doch etwas Verbindung mit der chinesischen Kultur haben. Sie kommen etwa von ihren Bergen herunter zu den Märkten in den chinesischen Städten, wo sie kaufen und verkaufen; fremdartig wie Zigeuner aber bleiben sie auch da den Chinesen. — Die wilden Miau Dsi sind die, welche sich trotzig in ihren Bergen halten, und wehe dem Chinesen, der sich in ihren Bereich wagen würde! Es trifft ihn ein vergifteter Pfeil, oder er wird gefangen und muß diesen „Unabhängigen“ Sklavendienste tun. Noch gibt es Gebiete, wo die Chinesen um das Land der Miau Dsi eine Mauer gezogen haben und sie abgesondert halten, wie es früher mit den Juden in den Ghettos geschah; die Tore werden bewacht und jeden Abend geschlossen. — Von ähnlicher Art wie diese Miau Dsi sind die wilden Yau (der Name bezeichnet sie als Schakale), die I Gia (das Zeichen weist hin auf ihre großen Bogen), die gefürchteten Lolo, ein Krieger- und Jägervolk besonders in den Setschuan- und Yünnan-Alpen an der tibetischen Grenze, und manche anderen.

Nur in groben Umrissen hat diese Skizze auf die Mannigfaltigkeit der Stämme hingewiesen, die wir innerhalb der Grenzen auch des engeren chinesischen Reichs finden. Eine vertiefte Einsicht in diese Zusammenhänge mag über die wissenschaftliche Klarstellung und Anschauung hinaus wohl auch das

Verständnis erleichtern für die schwierige innere Lage Chinas und eine Antwort an die Hand geben auf die so oft gehörte, halb unwillige Frage: „Warum kommt denn China nicht endlich zur Ruhe? Warum brechen die Gegensätze immer wieder hervor?“ Das hat gewiß mehr als eine Ursache, zumal heute auch die sozialen und wirtschaftlichen Probleme so stark sich geltend machen. Aber eine Antwort auf jene Frage liegt sicher auch in der Tatsache der Zusammensetzung seiner Bevölkerung aus diesen vielen Stämmen mit ihrer geographisch und geschichtlich begründeten Besonderheit, vor allem in dem großen Nord-Süd-Gegensatz. Man denke an unser eigenes Land, an die jahrhundertelangen Kämpfe der deutschen Stämme untereinander, an die kurzen Zeiten, in denen eine Einheit zustande kam, an die Spannungen, die fort und fort zwischen dem Gedanken der Reichseinheit und dem partikularistischen Festhalten an dem Eigenleben und Eigeninteresse der deutschen „Länder“, der Stämme bestehen! Man übertrage dann dieses Problem auf einen Raum zehnfach so groß wie das Deutsche Reich und auf eine Bevölkerungsmasse von nahezu fünfhundert Millionen, so wird man aufhören, über diese noch bemerkbaren Risse und Brüche in dem Volksganzen sich zu wundern, und vielmehr erstaunt fragen: Was war die Kraft, die diese verschiedenartigen Stämme auf einem so riesigen Raum dennoch in so starker Weise zu der einen chinesischen Reichsfamilie vereint und zusammengeschweißt hat? Es war nicht in erster Linie der Zwang militärischer Herrschergewalt. Das alte China ist mit einem außerordentlich geringen stehenden Heer und fast ohne jede Polizeimacht ausgekommen. Es war vielmehr das, was die eigentliche Urkraft und den besonderen Ruhm des chinesischen Volkes ausmacht, d. i. die Großartigkeit und Schlichtheit und ausgeglichene Harmonie, in der es in der vom Familienverband ausstrahlenden inneren Haltung des pietätvollen Gehorsams und der ehrfurchtsvollen Befolgung der Riten als Sinn und Gesetz des Lebens seine Einstellung zum Leben gefunden, sein menschliches Lebensideal geprägt hat. China als Kulturmacht hat all die verschiedenen Völker und Stämme, welche die achtzehn Provinzen erfüllen, in seinen Bereich gezogen, ja weit über die politischen Grenzen des Reichs und über seine militärischen Machtmittel hinaus seine überlegene, friedliche, Huldigung abnötigende Macht bewiesen. Wieviele Eroberer auch militärisch China überwältigt haben, sie haben sich immer ihrerseits ohne Widerspruch dem chinesischen Kulturgedanken unterworfen, wie nicht anders die genannten Nebenstaaten, dazu auch Japan willig Chinas Kulturoberhoheit anerkannt und ihr gehuldigt haben. Diese Kultur selbst, in ihrer Einheit des Religiösen und Sittlichen, mit dem gegliederten Aufbau der Gesellschaft, in der jeder seine Verantwortlichkeit, aber auch seinen Wert, seinen Halt findet in dem größeren Ganzen, dem er unverlierbar auch

über den Tod hinaus zugehört; in dem sich Himmel und Erde und Mensch zu einem erhabenen, ewig schaffenden, Tao-durchfluteten Organismus verbinden; ein Reich, in dem nicht der Inhaber äußerer Gewalt, sondern der Weise und der Lehrer die oberste Stelle einnehmen — Konfuzius der ungekrönte König Chinas! — darauf kann hier nicht einmal in Stichworten sachgemäß hingewiesen werden. Ein gewaltiges Bindemittel dieser Kultur sei aber neben Konfuzius noch ausdrücklich genannt: das ist die chinesische Schrift, in der diese ganze Kultur zum größten Teil investiert ist, die gerade darum ein so starkes Einigungsmittel darstellt, weil sie, als Bilderschrift nur an das Auge sich wendend, ganz unabhängig von der Sprache des Lesers jedem verständlich werden kann und jeden in ihren Bann zieht.

So war der Tatbestand für mehr als zwei Jahrtausende. Aber wir können es uns nicht verhehlen: die Form ist heute im Zerbrechen, welche einstmals diesen großen Inhalt barg und in ihr auch die Mannigfaltigkeit der chinesischen Stämme zu einer großen Familie machte. Doch sollen wir darum die Besorgnis hegen, daß die Quelle selbst versiegt sei, aus der die Eigenart, die Kraft und Größe des chinesischen Volkes entspringt? Sehen wir doch schon neue Formen und Kräfte am Werk, das chinesische Volk zu einer Einheit neu zu festigen. Eine dieser formenden Kräfte ist ein früher in dieser Weise nicht vorhandenes nationales Ethos, eben das, das in Sun Yat-Sens Reden flammt. Der 10. Oktober ist ein Symbol für den Willen, der auf altem Grund ein neues China gestalten will. Mögen dem chinesischen Volke echte Erfolge auf diesem Wege beschieden sein und die lebensvolle, bunte Mannigfaltigkeit seiner Stämme auch fernerhin und neu ihre Bindung erleben durch ein nicht von außen aufgezwungenes Gesetz, in dem es als das Da Dschung Hua Min Guo, das Große Volksreich der Mitte, auch weiterhin ein eigenes Zentrum der Menschheitskultur verwirklicht.

## DIE STELLUNG DER KANONISCHEN LITERATUR IM MODERNEN GEISTESLEBEN CHINAS

VON CARSUN CHANG

### 1. VORBEMERKUNG

Die Geschichte der kanonischen Schriften nach 1850 läßt erkennen, daß sie an Bedeutung verloren haben. Im Zusammenhang damit ist eine Umwandlung der alten Weltanschauung, eine Umwälzung der traditionellen Gesellschaftsordnung und eine Revolutionierung des gesamten Volkslebens eingetreten, die so gewaltig und grundlegend gewirkt hat wie keine vorher.